

Living dead

I.

Der Wecker klingelte um sechs Uhr dreißig. Nicht weil Lukas Berger ihn so gestellt hatte, sondern weil er ihn immer so stellte. Seit Jahren. Er tastete nach dem Smartphone auf dem Nachttisch, drückte auf Snooze, und lag dann noch neun Minuten lang mit offenen Augen an die Decke starrend da, bevor er aufstand. Das waren seine neun Minuten. Er wusste nicht, warum es genau neun waren. Es waren immer neun.

Er duschte sechs Minuten lang, trank zwei Tassen Kaffee – die erste schwarz, die zweite mit einem Schuss Milch –, aß zwei Scheiben Toast mit Butter und Marmelade, und verließ um sieben Uhr fünfzig das Apartment. Er wohnte im dritten Stock eines Wohnblocks aus den Siebzigern in Haldenburg, einer Stadt, die groß genug war, um anonym zu sein, aber klein genug, um einem das Gefühl zu geben, man könne sie überblicken. Er kannte sie nicht besonders gut. Er kannte eigentlich nur die Strecken, die er täglich abging. Das Büro der Versicherungsgesellschaft, bei der er als Sachberater arbeitete, lag zwölf Minuten zu Fuß entfernt. Er hätte auch die Straßenbahn nehmen können, aber er ging. Nicht weil er gerne spazieren ging oder frische Luft schätzte, sondern weil er es immer getan hatte. Man macht das eben so. Im Büro saß er an einem Schreibtisch mit Blick auf einen Innenhof, in dem ein einzelner Baum stand, der im Herbst gelb wurde und im Winter kahl war und im Frühling wieder grün wurde, wie Bäume das eben so taten. Lukas bemerkte ihn kaum. Er beantwortete Mails, prüfte Schadensmeldungen, rief Kunden zurück, aß um zwölf Uhr dreißig in der Kantine, kehrte an seinen Schreibtisch zurück, arbeitete bis fünf, und ging heim. Er verdiente gut. Nicht außergewöhnlich, aber gut genug, um sich keine Gedanken machen zu müssen, und das war eigentlich alles, was er sich je von seiner Arbeit erhofft hatte.

Er hatte keine Hobbys im eigentlichen Sinne. Er schaute Serien, manchmal Filme. Er ging gelegentlich mit Kollegen nach der Arbeit ein Bier trinken, wenn es sich so ergab. Er hatte ein paar Nummern im Telefon, die er ab und zu anrief oder von denen er angerufen wurde, Gespräche, die man führte, weil man sie führte. Er war nicht unglücklich. Das wäre zu viel gesagt.

II.

Das Telefon klingelte um halb zwei Uhr nachts. Lukas schreckte hoch, griff blind nach dem Smartphone, sah den Namen auf dem Display: Michi. Er blinzelte. Michi. Michael Schreiner, den er seit der neunten Klasse kannte, und mit dem er seitdem eigentlich nichts Verbindendes mehr teilte außer der Tatsache, dass man sich ab und zu traf und so tat, als hätte man viel miteinander zu bereden. Was sie nie hatten. Was aber auch nicht nötig gewesen war, weil Michi eigentlich immer geredet hatte, und Lukas gerne

zugehört hatte, schon damals in der Schule, als Michi der Einzige gewesen war, der es nicht seltsam fand, einfach drauflos zu reden ohne Anlass und ohne Ziel.

Er nahm ab.

„Alter“, sagte Michi, und seine Stimme klang so, als würde er breit grinsend irgendwo auf einer Mauer sitzen. „Döner?“ Lukas rieb sich die Augen. „Es ist halb zwei.“ „Ich weiß, ich weiß. Aber der Laden an der Reinhardtstraße hat bis vier auf, und ich dachte, ich frag mal. Ich kann dir einen mitbringen. Den großen mit allem.“ „Michi, ich schlafe.“ „Schläfst du? Wirklich? Oder liegst du da und starrst an die Decke?“ Das traf unangenehm nah. „Ich schlafe“, log Lukas. - „Schade.“ Eine Pause, in der Lukas das Geräusch einer vorbeirauschenden Straßenbahn hören konnte. Michi war also unterwegs, mitten in der Nacht, aus keinem ersichtlichen Grund außer dem, dass er Lust auf Döner hatte und es offenbar völlig natürlich fand, dafür seinen Schulfreund zu unchristlicher Zeit anzurufen. „Na gut. Schlaf schön. Ich meld mich.“ „Ja“, sagte Lukas. „Tu das.“

Er legte auf, drehte sich auf die andere Seite, und schlief wieder ein. Er ärgerte sich ein bisschen. Michi war immer so. Keine Ahnung von Zeit, von Konventionen, von dem, was man tat und was man nicht tat. Er rief an, wenn er Lust hatte. Er schlug Dinge vor, die keinen Sinn ergaben. Er lebte, als hätte ihm jemand gesagt, die Welt sei ein Angebot, aus dem man sich nach Belieben bedienen dürfe, und er hätte das einfach geglaubt. Lukas fand das manchmal erfrischend und meistens anstrengend.

Er schlief ein, und am nächsten Morgen klingelte der Wecker um sechs Uhr dreißig, und er drückte auf Snooze, und lag neun Minuten lang an die Decke starrend da.

III.

Zwei Tage später rief Michis Mutter an. Lukas stand gerade in der Küche und wartete darauf, dass die Kaffeemaschine fertig wurde, als das Smartphone auf dem Tisch vibrierte und eine Nummer zeigte, die er nicht kannte. Er nahm ab, weil er immer abnahm. - „Spreche ich mit Lukas Berger?“ Die Stimme der Frau war ruhig auf eine Art, die Ruhe nicht meinte. „Ja.“ „Ich bin Ingrid Schreiner, Michaels Mutter. Sie waren doch befreundet, Sie und Michael.“ Lukas öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Er wusste, was jetzt kam, noch bevor sie es sagte, auf eine Weise, die er sich nicht erklären konnte. Vielleicht war es der Ton. Vielleicht war es die Tatsache, dass Michis Mutter ihn anrief und nicht Michi selbst. „Es hat gestern Nachmittag einen Unfall gegeben“, sagte sie. „Ein anderes Auto, Vorfahrt missachtet. Michael ist noch an der Unfallstelle gestorben. Ich wollte Sie informieren, weil er Sie oft erwähnt hat.“

Lukas stand in der Küche und hörte die Kaffeemaschine glucksen. „Ich verstehe, m3in tiefstes Beileid“, sagte er, weil ihm nichts anderes einfiel. Sie

sagte ihm, wann die Beerdigung stattfinden würde. Er bedankte sich. Er wusste nicht wofür. Er legte auf.

Die Kaffeemaschine piepte. Er goss sich Kaffee ein, trank ihn schwarz, und starrte aus dem Fenster auf den grauen Innenhof des Wohnblocks, in dem ein Fahrrad an einem Geländer lehnte, das schon lange so stand, dass er nicht mehr wahrnahm, dass es da war. Michi war tot.

Er saß um halb zwei Uhr nachts auf einer Straße und wollte Döner essen, und jetzt war er tot. Lukas weinte ein wenig, trank seinen Kaffee aus und ging zur Arbeit. Das Leben musste weiter gehen oder nicht? So sollte er das angehen, so ging man mit so etwas doch um.

IV.

Die Trauerhalle war zu warm und roch nach Lilien und nach dem schwachen Geruch von Menschen, die ihre besten Kleider trugen und nicht wussten, wohin mit den Händen. Es waren vielleicht vierzig Leute, was Lukas überraschte – er hatte Michi immer als jemanden wahrgenommen, der viele Bekanntschaften hatte und wenige echte Freunde, aber offenbar hatte er das falsch eingeschätzt. Er setzte sich in eine der mittleren Reihen.

Der erste Redner war ein Onkel, ein großer Mann mit einem schlecht sitzenden Anzug, der von Michi als einem aufgeweckten Jungen sprach, der immer für andere da gewesen sei, der das Herz am rechten Fleck gehabt habe, der zu früh gegangen sei. Er sprach die richtigen Sätze in der richtigen Reihenfolge, und Lukas hörte zu und wartete auf etwas, das Michi beschrieb, und fand es nicht.

Die zweite Rednerin war eine Studienfreundin, die von Michis Lachen sprach und davon, dass er jeden Raum erhellt habe. Lukas kannte das. Das sagte man. Das war das, was man sagte, wenn jemand starb, der fröhlich gewesen war. Dass er den Raum erhellt habe. Als wäre ein Mensch eine Lampe, die man ein- und ausschalten konnte, und deren Fehlen man hauptsächlich als Dunkelheit wahrnahm. Kein Wort davon, dass Michi um halb zwei Uhr nachts anrief, weil er Döner wollte und glaubte, dass das ein vollkommen normaler Grund war, seinen Schulfreund aus dem Schlaf zu klingeln. Kein Wort davon, dass er auf Flohmärkten alte Schallplatten kaufte und sich darum nicht scherte, ob er einen Plattenspieler besaß oder nicht, weil ihm das Kaufen das Schöne war, die Entdeckung, das Mögliche. Kein Wort davon, dass er einmal spontan einen Zug nach Amsterdam genommen hatte, weil er noch nie in Amsterdam gewesen war und gerade Zeit hatte, und dass er drei Tage geblieben war, weil die Stadt ihm gefiel, und dass er danach einer wildfremden Frau beim Tragen ihrer Einkäufe geholfen hatte und dafür zum Abendessen eingeladen worden war, bei dem er blieb, bis es hell wurde. Kein Wort davon, dass er lebte.

Lukas saß in seiner Reihe und merkte, wie sich etwas in ihm verschob, langsam und unaufhaltsam, wie ein schweres Möbelstück, das man über einen Boden schiebt. Er dachte: Wenn ich morgen sterbe, werden sie das Gleiche

über mich sagen. Er hatte das Herz am rechten Fleck. Er war immer für andere da. Er hat den Raum erhellt. Und es würde stimmen, in der Art, wie alle diese Dinge stimmten, nämlich gar nicht wirklich, sondern nur so ungefähr, in dem Bereich, wo Wahrheit aufhört, sich um sich selbst zu scheren.

Er dachte: In zwei Wochen oder in fünfzig Jahren – es ist egal. Die Rede wird dieselbe sein. Weil ich dieselbe sein werde. Er verließ die Trauerhalle vor dem Ende, stand draußen im schwachen Novemberlicht, und rauchte, obwohl er seit Jahren nicht mehr rauchte. Irgendjemand hatte ihm eine Zigarette angeboten, er hatte sie genommen, und sie schmeckte schrecklich und er rauchte sie zu Ende.

V.

Es begann am Montag darauf.

Er fuhr mit der Straßenbahn ins Büro, weil es regnete, und die Straßenbahn war voll, wie sie immer voll war, und Lukas stand, die Hand am Haltegriff, und schaute auf die Menschen um ihn herum, so wie man auf Menschen schaut, die man nicht kennt: ohne sie wirklich zu sehen. Und dann sah er sie.

Die Frau ihm gegenüber, Mitte vierzig, graue Winterjacke, trug eine Aktentasche auf dem Schoß und schaute auf ihr Smartphone. Nichts Besonderes. Aber als Lukas sie anschaute, wirklich anschaute, bemerkte er es. Ihre Haut. Sie sah aus, als hätte jemand sie zu lose über die Knochen gezogen, als wäre die Verbindung zwischen innen und außen irgendwann gerissen, still, ohne dass sie es gemerkt hatte. An den Wangen hing das Fleisch in kleinen Falten, nicht die Falten des Alters, sondern etwas anderes, etwas, das an zu lang gekochtes Fleisch erinnerte, das sich vom Knochen löst. Unter der Haut zeichneten sich die Konturen ihres Schädels ab, die Augenhöhlen, die Schläfenbeine, mit einer Deutlichkeit, die er dort nicht sehen sollte. Ihre Lippen hatten eine Farbe, die er nicht benennen konnte – nicht das Blau der Kälte, nicht das Grau der Krankheit, sondern das stumpfe, matte Nichts von etwas, das aufgehört hat, Blut in sich zu tragen. Ihre Hände auf dem Griff der Aktentasche: die Finger zu lang, die Knöchel zu prominent, die Haut gespannt wie Pergament über Ästen. Eine Ader an der Innenseite ihres Handgelenks pulsierte – er konnte es sehen, von wo er stand, dieses langsame, träge Pochen, als wäre das Herz dahinter nicht mehr ganz sicher, ob es weitermachen wollte. Lukas blinzelte. Blinzelte wieder.

Der Mann neben ihr, jung, Kopfhörer, Rucksack: dasselbe. Sein Mund stand einen Spalt offen, auch wenn er nichts sagte, als würden die Muskeln nicht mehr die Kraft aufbringen, ihn geschlossen zu halten. Auf seiner Unterlippe war ein kleiner weißlicher Fleck, den er nicht bemerkte. Die alte Dame am Fenster: ihr Hals zeigte die Sehnen so deutlich, dass Lukas an gerupftes Geflügel denken musste, an die Mulden zwischen Knochen und Fleisch, und er zwang sich, wegzusehen, und sah woanders hin. Der Schüler mit dem abgewetzten Turnbeutel: die Augen zu weit offen, die Pupillen zu groß für das

Licht im Waggon, als reagierten sie nicht mehr richtig. Er saß und kaute auf einem Kaugummi, mechanisch, gleichmäßig, wie ein Tier, das wiederkäut, und hörte nicht auf damit, und schaute dabei ins Nichts. Sie alle sahen aus, als wäre das, was sie bewohnt hatte, schon lange fort, und die Körper seien lediglich noch dabei, den Anschluss zu versuchen. Er verließ die Straßenbahn eine Station zu früh, raus in die Kälte, und atmete tief ein. Auf dem Gehweg: dasselbe. Der Mann mit dem Hund, der immer an derselben Ecke stand – der Geruch, der von ihm ausging, war der Geruch von jemandem, der lange nicht mehr gegessen hatte, oder lange nicht mehr gelüftet, ein stumpfer, enger Geruch, der Lukas den Magen umdrehte. Die Frau vor der Bäckerei, die auf ihr Brötchen biss, ohne es zu schmecken, das sah er, das sah er irgendwie, in der Art wie sie kaute ohne Freude und schluckte ohne Pause. Der Zeitungsverkäufer, dessen Finger sich um die Münzen schlossen mit einem Griff, der zu fest war, zu lang, der nicht losließ, bis Lukas selbst die Hand zurückzog. Sie sahen alle aus wie – er wollte das Wort nicht denken, aber er dachte es –, wie Tote. Wie Tote, die noch liefen.

Er kam ins Büro, setzte sich an seinen Schreibtisch, und trank drei Tassen Kaffee in schneller Folge, und schaute auf den Baum im Innenhof, und dachte, dass er wohl nicht genug geschlafen hatte. Das war es. Schlafmangel. Trauer. Er hatte Michi verloren, und das verarbeitete sich jetzt auf seltsame Weise. Er öffnete seine Mails und arbeitete, und vergaß es.

Bis mittags.

VI.

In der Kantine setzte er sich, wie immer, neben Thomas. Thomas war sein engster Kollege, obwohl das Wort eng nicht stimmte. Thomas war der Kollege, mit dem er am häufigsten aß, weil ihre Mittagspausen sich überschnitten. Thomas war ordentlich, freundlich, zuverlässig, und hatte eine Frau und zwei Kinder und ein Reihenhaus am Stadtrand, und erzählte manchmal davon, kurze Berichte, wie Wettermeldungen. Es regnet. Es ist warm. Die Kinder wachsen.

„Alles in Ordnung?“, fragte Thomas, weil Lukas offenbar nicht geantwortet hatte auf etwas, das Thomas gesagt hatte. Lukas schaute ihn an. Thomas aß Auflauf und redete, und sein Mund öffnete und schloss sich, und Lukas sah zum ersten Mal, was er die ganze Zeit hätte sehen können: Die Haut unter Thomas' Kinn war weich und schwer, wie das Fleisch unter dem Kiefer eines sehr alten Mannes, obwohl Thomas fünfunddreißig war. An seiner Schläfe verlief eine Ader, bläulich, deutlicher als sie sein sollte, und pulsierte in einem Rhythmus, der nicht zum Sprechen passte – zu langsam, zu gleichmäßig, das Pochen eines Körpers, der mechanisch weitermachte. Thomas' Augen, wenn er sprach, wanderten nicht. Sie blieben auf einem Punkt fixiert, nicht auf Lukas, nicht auf dem Essen, auf nichts Bestimmtem – auf einem Punkt irgendwo jenseits der Kantine, irgendwo in einem Raum, den nur Thomas sehen konnte, oder niemand. Zwischen zwei Sätzen leckte er sich einmal die Unterlippe, reflexartig, ohne es zu merken, und Lukas musste an tote Fische

denken, an das Kippen der Augen, an das Offenstehen des Mundes. „Ja“, sagte Lukas. „Alles gut.“

Er aß seinen Auflauf und redete, und Thomas redete, und es war wie immer, außer dass Lukas zum ersten Mal das Gefühl hatte, einem Gespräch zuzuhören, das er schon hundert Mal geführt hatte, wortwörtlich, mit denselben Pausen an denselben Stellen, denselben Reaktionen, denselben abgeschliffenen Wendungen, die so oft benutzt worden waren, dass ihnen jeder eigene Klang abhandengekommen war. Er ging zurück an seinen Schreibtisch und schaute auf seine eigenen Hände und sah nichts.

VII.

In den folgenden Wochen lernte er, die Menschen anders zu sehen. Nicht als Entscheidung – er hätte nichts lieber getan, als es rückgängig zu machen. Aber die Wahrnehmung ließ sich nicht abschalten, so wie man ein Wort nicht mehr ungehört machen kann, sobald man es gehört hat. Er sah, wie die Menschen ihre Tage lebten: dieselben Wege, dieselben Cafés, dieselben Gespräche über dasselbe, und überall dieses Aussehen, diese schleichende Verwesung, die keine Verwesung war – kein Gestank, kein Zerfall, kein sichtbares Faulen –, die er aber nicht anders nennen konnte, weil der Körper trotzdem etwas verriet: eine stumpfe Schwere in den Bewegungen, ein Grau in der Haut, das nicht von der Jahreszeit kam, ein Zug um die Mundwinkel wie bei Fleisch, das die Spannung verloren hat. Sie waren nicht krank. Sie waren nicht böse. Sie waren einfach – fertig geworden mit dem Fragen. Irgendwann, vielleicht schon vor Jahren oder Jahrzehnten, hatten sie aufgehört, sich zu fragen, was sie wollten, und hatten angefangen zu tun, was man tat. Und das hatte Spuren hinterlassen, Spuren, die Lukas sah, wenn er sie anschaute.

Er fragte sich, ob er sie immer gesehen hatte und es nie bemerkt hatte. Oder ob sie immer da gewesen waren und er es erst jetzt bemerkte, weil Michi gestorben war und weil auf der Beerdigung niemand Wahres gesagt worden war, und weil das ihn etwas gelehrt hatte über das, was fehlte, wenn man aufhörte, wirklich zu leben. Er begann, Menschen auf der Straße zu beobachten. Er saß in Cafés und schaute zu. Er suchte nach Ausnahmen. Er fand sie selten – ein Kind, das einen Stein in eine Pfütze warf und lachte, als hätte es gerade etwas Bedeutsames entdeckt. Ein alter Mann, der auf einer Parkbank saß und Tauben fütterte und dabei sang, leise, für sich, ohne dass es ihn zu kümmern schien, ob jemand zuhörte. Aber das waren Randerscheinungen, Risse im Bild. Und dann, auf einem Dienstagvormittag, als er für das Büro Kaffee holte und an der langen Schlange vor dem Bäcker vorbeilief, sah er sie.

VIII.

Sie saß auf einer Mauer vor dem alten Postgebäude, das seit Jahren leerstand, und aß ein Käsebrötchen. Sie war alt – sehr alt, Lukas schätzte Ende siebzig, vielleicht mehr – und trug einen weinroten Mantel und Schuhe, die nicht zum

Mantel passten und auch nicht zur Jahreszeit, aber in ihrer Gesamtheit etwas ergaben, das nach Absicht aussah. Sie aß ihr Brötchen und schaute die Straße entlang, und das Merkwürdige war: Sie sah gesund aus. Nicht jung. Nicht kräftig. Aber lebendig, auf eine Weise, die Lukas in Wochen nicht mehr gesehen hatte. Ihre Haut war alt und faltig und von der Zeit bearbeitet, aber es war nichts daran, das ihn an das Andere erinnerte. Sie war da. Wirklich da, in einem Körper, der zu ihr gehörte, weil noch etwas in ihm wohnte.

Er blieb stehen. Sie schaute ihn an. Er wollte etwas sagen, aber er wusste nicht was. Entschuldigung, ich habe bemerkt, dass Sie nicht aussehen wie alle anderen, die für mich wie Tote aussehen – das kam ihm, selbst in seiner derzeitigen Verfassung, wenig ratsam vor. Am Ende hielt sie ihn noch für verrückt. Also sagte er nichts und ging weiter. Aber er drehte sich um, als er an der Ecke war. Die Mauer war leer.

IX.

Er suchte sie. Das war das Seltsame daran: Er suchte sie, ohne genau zu wissen, warum, ohne einen Plan. Er lief in den folgenden Tagen andere Wege, neue Wege, was schon für sich genommen ungewohnt war. Er schaute in Cafés, in Parks, auf Märkte. Er fand sie nicht. Und dann, an einem Freitagabend, in einem kleinen Museum für regionale Geschichte, in das er noch nie gewesen war und in das er gegangen war, weil er an dem Schaufenster vorbeigekommen war und es – er konnte es sich nicht erklären – ihn interessiert hatte, das Plakat, das Thema, die Idee, einfach hineinzugehen, ohne einen Grund zu haben außer der Neugier: da war sie.

Sie stand vor einem großen Stadtplan aus den Fünfigern und schaute ihn an, den Kopf leicht geneigt, als würde sie eine Frage in ihn hineinlesen, die er noch nicht gestellt hatte. Sie war nicht allein – an ihrer Seite stand ein Mädchen, vielleicht neun, zehn Jahre alt, das Lukas einen kurzen Blick zuwarf und dann wieder zum Stadtplan schaute. Das Mädchen sah aus wie die anderen. Wie das Kind sah aus wie die Frau. Als hätte es schon früh aufgehört, sich etwas zu fragen, oder als hätte man dafür gesorgt, dass es nie anfing.

„Sie haben mich gesucht“, sagte die alte Frau. Es war keine Frage.

„Ich... ja“, sagte Lukas, und merkte, wie absurd das war. „Entschuldigung. Ich weiß, das klingt seltsam.“ „Vieles klingt seltsam, wenn man anfängt, es auszusprechen“, sagte sie. „Das macht es nicht falsch.“ Sie hieß Margarete. Sie sagte es, bevor er fragen konnte, und dann zeigte sie auf den Stadtplan und erzählte ihm von einer Straße, die nicht mehr existierte, die hier verlaufen war, damals, und was an ihrer Ecke gewesen war: eine Konditorei, die die beste Nusstorte der Stadt gebacken hatte, und ein Zeitungshändler, der kein einziges Mal pünktlich aufgemacht hatte und trotzdem immer voller Kundschaft war, weil er die Zeitung zum Anlass nahm, ein Gespräch zu führen. Er hörte ihr zu. Und während er ihr zuhörte, merkte er, dass sie mit ihm sprach, wie man mit jemandem spricht, dem man etwas mitteilen will – nicht weil man es muss, sondern weil man es für richtig hält.

X.

Er traf sie ein zweites Mal, dieses Mal am Fluss, wo sie auf einer Bank saß und las, und ihn kommen sah, bevor er sie sah, und er sich fragte, wie das sein konnte. Sie lud ihn ein, sich zu setzen. „Was wollen Sie von mir?“, fragte er direkt, weil er gelernt hatte, dass Umwege nicht halfen. „Ich weiß nicht, was Sie wollen“, sagte sie. „Ich weiß nur, dass Sie etwas wollen. Das ist schon mehr, als die meisten von sich sagen können.“

Er erzählte ihr von Michi. Von der Beerdigung. Von dem, was er seitdem sah. Er wartete darauf, dass sie ihn auslachen würde, oder ihn anschauen würde wie jemanden, der Hilfe benötigte. Sie tat keines von beiden. „Sie sehen, was da ist“, sagte sie ruhig. „Das ist das Schwierige. Nicht das Sehen. Sondern was man damit macht.“ „Was haben Sie damit gemacht?“ Sie schaute den Fluss an. „Ich habe aufgehört zu fragen, was man von mir erwartet, und angefangen zu fragen, was ich erwarte.“ „Das klingt einfach.“ „Das ist es nicht.“ Sie klappte ihr Buch zu. „Es klingt nur einfach, weil ich es Ihnen in einem Satz sage. Dahinter steckt kein Geheimnis. Es gibt nur die Entscheidung, immer wieder neue zu treffen.“

Er wollte mehr fragen. Aber sie stand auf, wickelte sich ihren Schal enger und sagte: „Kommen Sie nicht suchen. Wenn es etwas zu finden gibt, werden Sie es finden.“ Und sie ging.

XI.

Er schaute sich die Hände an, an jenem Abend, im Licht der Küchenlampe, und sah es zum ersten Mal. Nur andeutungsweise. Nur an den Rändern. Aber da. Er sah es, und das Seltsame war nicht der Schrecken, den er erwartet hatte, sondern dass ihn der Schrecken nicht überraschte, dass er sich gewissermaßen erwartet hatte, irgendwann an diesem Punkt anzukommen, an dem das, was er an anderen sah, auch ihn einzuholen begann. Als wäre es nur fair. Als wäre es ehrlich. Er legte die Hände flach auf den Tisch und schaute sie lange an. Er war dreißig Jahre lang einen Weg gegangen, weil der Weg da war. Weil man das so tat. Weil niemand ihm gesagt hatte, dass man auch fragen durfte, ob es der richtige war. Oder ob man überhaupt einen Weg brauchte, oder ob man manchmal einfach stehen blieb und sich umsah, und das schon reichte.

Michi hatte das gewusst. Nicht als Philosophie, nicht als Lebenskonzept. Er hatte es einfach gelebt, ohne darüber nachzudenken, weil es für ihn selbstverständlich gewesen war. Um halb zwei Uhr nachts Döner essen wollen und seinen alten Schulfreund anrufen, weil man einfach jemanden dabei haben wollte – das war Michi. Das war das, wovon auf der Beerdigung niemand gesprochen hatte, und das das Einzige gewesen war, das es wert gewesen wäre, darüber zu sprechen.

XII.

Margarete starb im Februar. Lukas erfuhr es durch Zufall: Er lief an einem Sonntag durch das Viertel und sah die Todesanzeige in dem kleinen Rahmen neben dem Schaukasten einer Kirche. Margarete Wollner, geb. 1944. Er stand davor und las sie zweimal, und dann stand er noch eine Weile da und ließ es sich setzen.

Die Beerdigung war kleiner als Michis und Lukas kannte dort niemanden. Er setzte sich trotzdem hinein, in die vorletzte Reihe, und hörte zu. Margaretes Tochter sprach. Eine Frau Ende vierzig, ordentlich gekleidet, die Stimme kontrolliert, die Augen trocken mit einer Trockenheit, die Lukas kannte, die nichts mit fehlenden Gefühlen zu tun hatte, sondern mit dem Versuch, die Kontrolle zu halten. Sie sprach von ihrer Mutter als einer Frau, die manchmal schwierig gewesen sei, die ihre eigenen Wege gegangen sei, die nicht immer leicht zu verstehen gewesen sei. Es war kein böser Nachruf. Es war ein ehrlicher. Aber er klang nach Kapitulation, nach dem Versuch, jemanden in eine Form zu pressen, in die er nie gepasst hatte, und dem Eingestehen, dass man aufgehört hatte, es zu versuchen.

Dann sprach der Enkel, ein Junge von sieben oder acht Jahren, der ein Stück Papier in den Händen hielt und aufgeregt wirkte, die Art von Aufgeregtheit, die Kinder haben, wenn sie etwas Wichtiges tun dürfen. Er sagte, dass seine Oma immer tolle Geschichten erzählt habe. Dass sie ihm gezeigt habe, wie man Drachen steigen lässt. Dass sie manchmal mitten in der Nacht aufgestanden sei und Musik gehört habe, weil sie nicht schlafen konnte und weil sie gesagt habe, Nächte seien zu schade zum Schlafen. Der Junge hatte beim Vorlesen gelacht, bei der Stelle mit der Musik, und einige in der Trauerhalle hatten mitgelacht, und andere hatten die Augen gesenkt. Lukas schaute den Jungen an und sah, dass er wie die anderen aussah. Schon mit acht. Schon so Jung. Und dann stand er auf.

Er wusste nicht, warum. Er wusste nur, dass er aufstand, und dass er nach vorne ging, und dass jemand flüsterte, und dass er sich vor das Pult stellte und die Menschen anschaute, die ihn nicht kannten, und die er nicht kannte.

„Ich habe Margarete Wollner nur wenige Male getroffen“, sagte er. „Ich war kein Freund, kein Verwandter. Ich war jemand, der sie zufällig traf und nicht verstand, was ihn anzog. Ich verstehe es jetzt.“ Er machte eine Pause.

„Sie hatte eine Eigenschaft, die ich selten gesehen habe, und die ich schwer benennen kann. Aber ich versuche es trotzdem: Sie lebte so, als hätte sie sich bewusst dafür entschieden. Nicht im Großen – sie war kein Abenteurer, kein außergewöhnlicher Mensch im Sinne von Leistung oder Ruhm. Aber in jeder kleinen Sache, die sie tat, war eine Absicht. Sie saß auf einer Mauer und aß ein Brötchen und schaute die Straße entlang, und dabei war sie vollständig da. Ich habe das nicht verstanden, als ich es zum ersten Mal sah. Ich verstehe es jetzt besser.“ Ein älterer Mann in der zweiten Reihe schaute ihn misstrauisch an. Margaretes Tochter saß mit gefalteten Händen. „Ich weiß nicht, was sie alles getan hat in ihrem Leben. Ich kenne ihre Geschichte nicht. Aber ich weiß, dass sie eine war, die ihre eigene Geschichte hatte, und dass es wichtig ist, das zu

sagen, auch wenn man sie nicht vollständig kennt. Vielleicht gerade dann." Er nickte einmal, und setzte sich wieder hin.

Niemand applaudierte. Aber niemand sagte etwas Schlechtes. Und Margaretes Tochter schaute ihn an, als er nach der Zeremonie an ihr vorbeiging, und sagte: „Sie hatten recht." Mehr nicht.

XIII.

Er besuchte ihr Grab an einem März-Nachmittag, an dem der Himmel grau war und die Erde noch nach Winter roch. Er wusste nicht genau, was er dort suchte. Vielleicht nichts. Vielleicht wollte er nur irgendwo sein, das nicht sein Apartment war und nicht sein Büro, ein Ort, der außerhalb seiner üblichen Strecken lag.

Er stand an ihrem Grab und las ihren Namen auf dem Stein, und dachte an das, was sie gesagt hatte, am Fluss: Kommen Sie nicht suchen. Wenn es etwas zu finden gibt, werden Sie es finden. Er hörte jemanden kommen. Er drehte sich um. Michi stand zwischen zwei Grabsteinen, die Hände in den Taschen einer Jacke, die er – das fiel Lukas sofort auf – immer getragen hatte, eine ausgebleichte Jeansjacke mit einem aufgenähten Aufnäher auf dem Rücken, ein Band, deren Namen Lukas nie erkannt hatte. Er sah gut aus. Er sah lebendig aus, auf eine Weise, die nicht mit dem übereinstimmte, was mit seinem Körper bei dem Unfall passiert war. Lukas sagte nichts. Er stand einfach da und starrte.

Michi grinste. Nicht breit, nicht übertrieben. Nur dieses Grinsen, das er immer gehabt hatte, das sagte: Na, siehst du. „Ich hab noch so viel vorgehabt", sagte Michi. Seine Stimme klang wie seine Stimme. „So viel Kram. Weißt du, ich hab das aufgeschrieben. In so ein Heft. Alles, was ich noch machen wollte." „Ich weiß nicht, wo das Heft ist." „In meiner Wohnung. Zweites Regal von unten, hinter dem Wörterbuch. Ich hatte mal irgendwo gelesen, dass man das tun soll, alles aufschreiben, und dann hatte ich angefangen und nicht aufgehört." Er machte eine kurze Pause. „Aber ich bin froh, weißt du? Dass ich gemacht hab, was ich gemacht hab. Der Döner um halb zwei. Amsterdam. Das alles." Er schaute Lukas an. „Du hättest mitkommen sollen." „Ich weiß." „Es war nicht zu spät." Lukas schluckte. „Ich weiß das jetzt."

Michi nickte, als wäre das die richtige Antwort. Er sagte noch etwas, aber der Wind hatte aufgedreht, und Lukas verstand es nicht mehr, und als er blinzelte, war niemand mehr zwischen den Grabsteinen. Er stand eine Weile im Wind. Dann ging er.

XIV.

Michis Wohnung war unangetastet. Seine Mutter hatte sie noch nicht ausgeräumt – das würde noch kommen, hatte sie am Telefon gesagt, sie schaffte es noch nicht. Sie gab Lukas den Schlüssel, ohne viele Fragen zu stellen, auf eine Art, die er ihr dankte. Er betrat die Wohnung und stand einen

Moment in dem kleinen Flur, der nach Michi roch, nach dem Parfum, das er immer getragen hatte, und nach Büchern und nach diesem undefinierbaren Geruch von jemandem, der nicht besonders ordentlich war, aber auch nicht besonders unordentlich, sondern ihr einfach gelebt hatte.

Das zweite Regal von unten. Hinter dem Wörterbuch. Er fand es sofort. Ein schlichtes Notizbuch, kariert, mit einem abgenutzten roten Einband. Er setzte sich auf Michis Sofa und schlug es auf. Die erste Seite: die Überschrift, in Michis schräger Handschrift: Was ich noch tun will. Darunter eine Liste, die über mehrere Seiten ging. Manche Punkte waren abgehakt. Die meisten nicht. Tauchen lernen. Ein Mal den ganzen Tag schweigen. Eine Nacht auf einem Dach schlafen. Isländisch kochen. Einen Brief schreiben, der nie abgeschickt wird. In einem echten Flamenco-Lokal tanzen, egal wie schlecht. Den ältesten Menschen in der Stadt finden und ihn zum Kartenspielen herausfordern. Lukas las, und las weiter, und las bis zum Ende. Er schloss das Heft und hielt es in den Händen.

Er dachte: Er hatte so viel vorgehabt. Und dann dachte er: Ich könnte das alles tun, für ihn, in seiner Statt, sein unvergelebtes Leben weiterleben. Es war ein schöner Gedanke. Kurz. Dann merkte er, was daran falsch war. Er öffnete das Heft wieder. Er blätterte zur letzten beschriebenen Seite, nach der noch viele leere folgten. Er zog langsam die letzte beschriebene Seite heraus – nicht abreißen, er faltete sie sorgfältig, und legte sie in die vordere Tasche seiner Jacke.

Dann nahm er einen Stift vom Couchtisch. Er schlug eine neue, leere Seite auf. Er schrieb oben hin: Was ich noch tun will. Und er fing an...

XV.

Es waren keine großen Dinge, zuerst. Er schrieb, was ihm einfiel, ohne zu zensieren, ohne zu fragen, ob es vernünftig war oder leistbar oder vereinbar mit dem Rest seines Lebens. Er wollte Pflanzen haben. Echte Pflanzen, nicht die Plastikpflanze, die seit Jahren auf dem Fensterbrett stand und die er nie als Plastik bemerkt hatte, weil er nie wirklich hingeschaut hatte. Er wollte einen Abend alleine ausgehen, einfach so, ohne Anlass und ohne jemanden, der mitkam. Er wollte eine Sprache lernen, ohne einen Reisegrund dafür zu haben. Er wollte tauchen. Er wollte Urlaub machen in einem Land, in dem er nicht wusste, wie man die Sprache aussprach, und es trotzdem versuchen. Er wollte etwas anziehen, das ihm gefiel, ohne zu fragen, ob es passend war. Er wollte einer dieser Impro-Theatergruppen beitreten, von denen er manchmal Plakate gesehen hatte und die er immer als etwas für andere Menschen abgetan hatte, für Leute mit mehr Zeit und mehr Mut und mehr Neigung zum Lächerlichmachen von sich selbst.

Er war auf der dritten Seite, als ihm einfiel, dass er aufgehört hatte, in fernen Zeiten zu denken. Es war nicht mehr: Vielleicht irgendwann. Es war: Als nächstes. Er klappte das Heft zu und steckte es ein. Dann stand er auf, und verließ Michis Wohnung, und schloss sorgfältig hinter sich ab.

XVI.

Am nächsten Morgen kaufte er zwei Pflanzen. Nicht weil er sich stundenlang damit befasst hatte, sondern weil er an einer Gärtnerei vorbeikam und hineinging, und weil die Frau hinter dem Tresen ihm sagte, dass eine Zamiodulcas praktisch unkaputtbar sei und eine Monstera etwas mehr Aufmerksamkeit brauche, aber dafür schöner werde mit jedem Monat, und er beide kaufte. Er stellte die Zamiodulcas auf seinen Schreibtisch im Büro.

Thomas schaute ihn an. „Hast du eine Pflanze mitgebracht?“

„Ja.“

„Ah.“ Thomas überlegte kurz. „Schön.“ Das war alles, was Thomas sagte, und Lukas bemerkte, dass es ihn nicht störte, dass Thomas nichts Weiteres sagte. Er bemerkte auch, dass Thomas immer noch so aussah, wie er ausgesehen hatte – aber dass es ihn weniger traf als früher. Er konnte den Anblick aushalten, ohne dass er von dem überwältigt wurde, was er dahinter sah. Es war einfach da, und er war hier, und er hatte eine Pflanze auf seinem Schreibtisch. Er schrieb sich für die Impro-Gruppe ein, die dienstagsabends im Kulturzentrum probte. Der erste Abend war schrecklich. Er stand auf einer kleinen Bühne und wusste nicht, was er tun sollte, und alle anderen schienen es auch nicht zu wissen, und das war, wie ihm langsam dämmerte, der Punkt. Es gab nichts Richtiges. Es gab nur das, was man tat, und was sich daraus ergab. Er fuhr danach nach Hause und lag lange wach und musste, ohne einen Grund, lachen.

Er buchte einen Tauchkurs. Er kaufte sich Kleidung, die er mochte, ohne zu fragen, ob sie zu auffällig war – sie war es, ein wenig, ein grünes Samtjackett, das nichts mit seinem bisherigen Kleidungsstil zu tun hatte, und das er trug, weil es ihm gefiel, und das war genug. Er ging an einem Freitagabend alleine in eine Bar, setzte sich an den Tresen, und bestellte einen Whiskey, und saß dort zwei Stunden lang, schaute zu, hörte zu, und fuhr wieder nach Hause, und fand, dass es einer der besten Abende der letzten Monate gewesen war.

Im Sommer flog er nach Portugal. Nicht weil er Portugiesisch konnte – er konnte es nicht –, sondern weil er Lust dazu hatte und einen freien Sommer und weil er, zum ersten Mal seit Jahren, Urlaub machte, ohne vorher zu wissen, was er dort tun würde. Er verbrachte eine Woche in Lissabon, in einer kleinen Pension in Alfama, und aß Dinge, die er nicht kannte, und sprach mit Leuten, deren Namen er vergaß und deren Gesichter er nicht vergaß, und ging an einem Abend spät noch hinunter zum Tejo und blieb am Ufer stehen, und es war nichts Besonderes, es war nur Wasser und Licht und Luft, und er stand da und dachte: Das ist mein Leben

XVII.

Er bemerkte es nicht bewusst. Das war das Merkwürdige. Es gab keinen Moment, in dem er aufwachte und dachte: Ich sehe es nicht mehr. Es

verschwand so wie es gekommen war – langsam, ohne Ankündigung, wie eine Jahreszeit, die endet, bevor man gemerkt hat, dass sie begonnen hatte.

Irgendwann im Herbst stand er an der Straßenbahn-Haltestelle und wartete und schaute auf die Menschen, und sah – Menschen. Müde, eilige, verschlossene, nachdenkliche, lachende, schreibende, schauende Menschen. Manche sahen noch so aus wie früher, dieser schleichende Zerfall, den er kannte. Aber es war kein Schrecken mehr darin. Es war ein Wissen, ruhig und ohne Dringlichkeit. Er schaute seine eigenen Hände an. Sie sahen normal aus. Seine Hände. Mit einem kleinen Kratzer am Daumen, den er sich beim Umpflanzen der Monstera zugezogen hatte, die inzwischen tatsächlich größer geworden war, wie die Frau in der Gärtnerei gesagt hatte. Er stieg in die Straßenbahn, fand einen Fensterplatz, und fuhr in Richtung Büro. Die Stadt zog an ihm vorbei, grau und nass und herbstlich, und er schaute aus dem Fenster und sah die Straßen, die er kannte, und einige, die er noch nicht kannte, und dachte, dass er sie noch kennenlernen würde.

Er hatte noch viel vor.

Nicht Michis Dinge. Nicht Margaretas Lehren. Seine eigenen Dinge, aus seiner eigenen Liste, die noch nicht abgehakt waren und die er nicht abhaken wollte, weil es nicht darum ging, sie zu erledigen, sondern darum, dass sie da waren, dass sie auf ihn warteten, dass es noch etwas gab, das er noch nicht getan hatte, und dass das gut war.

Er stieg aus, eine Station zu früh, weil der Morgen klar war und er laufen wollte. Also lief er.